

## IX.

## Die Zufluchs- und Grenzkirchen für evangelische Schlesier auf oberlausitzer Gebiet.

Vortrag in der General-Versammlung des Vereins für evangelische Kirchengeschichte Schlesiens.

Breslau, den 28. Februar 1884.

Geehrte Herren! Der Antheil der Ober-Lausitz an der Geschichte Schlesiens, insonderheit der Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse, scheint auf den ersten Blick nur ein höchst geringfügiger genannt werden zu können. Datirt doch die Zusammengehörigkeit erst seit 1816, und wenn auch in der Vorzeit schon Schlesien und beide Lausitzen circa 300 Jahre lang gemeinsam Nebenlande der Krone Böhmen gewesen, so standen sie damals trotz ihrer Nachbarschaft sich dennoch innerlich so fremd gegenüber, daß eins das andere völlig als Ausland ansah, und daß man nicht einmal dann in engere Fühlung zu kommen vermochte, als es sich um gemeinsame Bertheidigung des evangelischen Bekenntnisses, um gemeinsamen Abfall vom Hause Habsburg und um gemeinsame Aufrichtung eines protestantischen Böhmenreiches handelte. Wenn wir nun noch bedenken, daß bereits seit Anbeginn des dreißigjährigen Krieges die Schicksale beider Länder fast gänzlich gegentheilig auseinandergingen, daß namentlich in dem einen gerade zu derselben Zeit evangelisches Kirchenthum zu gesichertem Bestande gelangte, als es im andern fast tödtliche Wunden empfing — so wird begreiflich, daß nach beinahe zweihundertjährig durchaus verschiedener Geschichte die nun kaum erst zwei Menschenalter zwar zur Provinz Schlesiens gehörige preussische Oberlausitz doch deren allerheterogensten Theil auch in kirchlicher Hinsicht bildet. Dennoch gibt es mancherlei Wechselbeziehung des inneren Lebens beider Länder untereinander, wenn auch hierbei die Oberlausitz, die ja, abgesehen von hervorragenden einzelnen Persönlichkeiten, fast nie als Ganzes einen activen Einfluß auf die politische oder Kultur-Entwicklung der Nachbarländer gewann, von Schlesiens her fast nur empfing und selten gab. Sowohl Christianisirung als Germanisirung der Oberlausitz, zwar beides von Westen her bewirkt, gelangte wesentlich erst dadurch zur Durchführung, daß Schlesiens Pfaffen im 12. und 13. Jahrhundert massenhafte Einwanderung deutscher Christen veranlaßten, von denen ein großer Theil im damaligen Gau Milsta verblieb, elende Hütten zu den sogenannten Sechsstädten umschuf, geschlossene Reihen



deutscher Ortschaften gründete und nach und nach die Wenden zum verhassten Christenthum vermochte. Nicht minder kam bei Einführung der Reformation Schlesiens der Lausitz weit voran. Von Westen ging freilich auch damals der Anstoß aus, aber da doch das albertinische Sachsen sowie auch Brandenburg zunächst verschlossen blieb, ergoß sich der Geistesstrom auf dem Umwege über Schlesien und unter directer Mitwirkung zahlreicher Schlesier in die Lausitz.\*) Daß darauf auch in der Lausitz das deutsche Kirchenlied begeisterte Aufnahme und bald thätige Mitarbeiter fand, war gleichfalls wesentlich schlesischer Einfluß. Und wieviel vollends seit ihrer politischen und kirchlichen Verbindung die Oberlausitz dem Haupttheile der Provinz verdankt, ist kaum mit kurzen Worten zu schildern möglich.

Nur einmal, meines Wissens, hat erstere in die kirchlichen Verhältnisse des letzteren activ eingegriffen, und zwar im besten Sinne, fördernd, redlich und wirksam helfend, in Schlesiens trübsalvollster Drangsalzeit, als dem so stattlich herangewachsenen Baume der schlesischen Kirche die mörderische Art an die Wurzeln drang.

Gestatten Sie mir, hochverehrte Herren, Ihre Blicke auf diesen Zeitpunkt der vaterländischen Kirchengeschichte zu lenken, wo das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit und treuer Beweis brüderlichen Pflichtbewußtseins die soeben erst aufgerichteten Schranken politischen Getrenntseins durchbrach, ja sogar brüderliche Hilfe nur in Folge der eingetretenen Trennung erst möglich wurde.

Die Zeitverhältnisse, unter deren schwerem Druck die Oberlausitz den evangelischen Schlesiern ihre Gotteshäuser als Zufluchtskirchen aufthat, ja neue Kirchen auf ihrem Boden theils entstehen sah, theils selber baute, die als sogenannte Grenzkirchen, meist gar nicht für ihre Kinder, sondern nur für Schlesier bestimmt waren, des weiteren zu schildern, ist in keiner Weise nöthig. Ein jedes Schlesiherz kennt diese Zeit und blickt mit Schmerz auf die von damals her noch blutenden Wunden der heimischen Kirche und doch voll Bewunderung auf die standhafte Treue der Väter, welche auf ihren vertrauensvollen Appell an die Gerechtigkeit des angestammten Landesvaters den Bescheid erhielten, daß die bewährte österreichische Klemenz ja gegen sie weit größer sei als gegen andere Kronenunterthanen, da man ihnen den unkatolischen Glauben keineswegs verbiete; aber besondere Vorrechte könne man ihnen nicht einräumen, und außer den gnädigst bewilligten Kirchen von

\*) Diese ebenso interessanten als leider bisher fast unbeachtet gebliebenen Thatfachen hoffe ich demnächst noch eingehender in diesen Blättern besprechen zu dürfen.



Glogau, Schweidnitz und Jauer und den dort zugelassenen Predigern dürften sie ein mehreres von kaiserlicher Gnade nicht beanspruchen.

So kam es vom 8. December 1653 ab zur Wegnahme aller evangelischen Kirchen in den unmittelbar unter böhmischer Herrschaft stehenden Fürstenthümern Schlesiens und zur Vertreibung der Prediger. Für das ganze, die Ostgrenze der Oberlausitz bildende Fürstenthum Jauer gewährte der westfälische Friede nur eine neu zu erbauende Kirche, ebenso für das ganze Glogausche Fürstenthum nur eine; das Sagansche behielt bald danach gar keine. Ihrer 150 im Jauerschen, 48 im Saganschen wurden sammt allen Gütern, Stiftungen und Einkünften den evangelischen Gemeinden gewaltfam entrißen.

Vor gleichem Schicksale war man durch wunderbare Fügungen in den beiden Lausitzen gerettet. Schon zu Anbeginn des grausigen Krieges hatte sie das Haus Habsburg in kursächsischen Pfandbesitz gegeben, und durch den Prager Separatfrieden von 1635 kamen sie definitiv in den Besitz eines evangelischen Herrscherhauses.

Auch hierbei hatten aber die Bestimmungen des Traditionsrecesses dem neuen Landesherrn die Hände derart gebunden, daß er verpflichtet blieb, mehrere mitten im Lande liegende Districte als unverbrüchlich der katholischen Confession zugehörig zu respektiren und nicht zu dulden, daß man von den Nachbarparochien aus den auch dort zahlreichen evangelischen Bewohnern kirchliche Handreichung leistete, ja daß er gar genöthigt ward, evangelische Kirchen im Namen des Kaisers den Katholiken zu überantworten. Und dennoch sah sich die Lausitz im Stande, das, was sie den eigenen Landesleuten nicht bieten durfte, den böhmischen und namentlich den schlesischen Nachbarn zu gewähren. Zahlreiche Exulanten wurden auf- und angenommen, ganz neue Ortschaften mit Kirchen und Schulen entstanden durch sie und für sie auf lausitzer Boden, und während die Evangelischen in den für katholisch geblieben erklärten Parochien der Lausitz an ihre Ortskirchen gebunden erachtet werden mußten, nahm Sonntag um Sonntag die Lausitz Scharen von schlesischen Gästen in ihre Kirchen auf und half auf ihrem Boden den Schlesiern neue Kirchen gründen.

Nicht nur begünstigt, sondern merkwürdigerweise vielfach geradezu veranlaßt ward dies durch die eigenthümliche Beschaffenheit der lausitz-schlesischen Grenze. Gegen das Fürstenthum Jauer hin der Regel nach durch das Queisflüßchen gebildet, läuft sie häufig in ganz willkürlicher Weise durch von Natur zusammengehörige Feldflur, oft einerlei Ortschaft in zwei Theile schneidend und die Gemarkung derselben Grundherrschaft zerreißend, so daß von jeher hier das Bedürfniß des Lebens sich hatte über die politische Scheidung hin-



wegsetzen müssen, und daß, wiewohl die Landesgrenze zugleich die altkirchliche Bisthumsgrenze bildete, dennoch gar nicht selten ein und dasselbe Kirchspiel theils lausitzische theils schlesische Ortschaften umfaßte. So kam es, daß durch die gewaltsame Wegnahme der evangelischen Kirchen auf schlesischem Boden zugleich auch zahlreiche lausitzer Landesunterthanen der Kirche mit beraubt waren. Mithin waren ja die nun in der Lausitz Hilfe Suchenden keineswegs sämmtlich fremdländische Leute, sondern Lausitzer waren mitbetheiligt, Lausitzer führten für sie das Wort und wiesen ihre eigenen Kirchspielsgenossen darauf hin, daß man ja innerhalb der ordentlichen Parochie vor feindlicher Gewalt hinreichend geschützte Stätten habe, den gestörten Gottesdienst fortzusetzen und gleichsam Altar und Kanzel aus vernichtenden Wellen an einen sicheren Ort zu übertragen. Damit war Bahn gemacht und Beispiel gegeben auch für andere, rein schlesische Gemeinden, namentlich da nicht nur am Queis gegen das Fauersche und auch Glogausche hin, sondern zwischen Queis und Reife ins Saganische hinein die lausitzer Grenze oft dergestalt zipfelartig vorspringt, daß sie schlesischen Ortschaften weit näher liegt als denen des eigenen Landes.

Ähnliche Verhältnisse kamen so auch den an der Südgrenze anwohnenden Böhmen zu statten, zum Aerger der Gegenreformationscommissionen, deren eine in Betreff der Herrschaft Friedland-Reichenberg 1650 berichtete, daß zwar im ganzen Bezirk nur 10 Beamtenfamilien und etliche andere Personen rechthgläubig wären, daß aber Hoffnung da sei, auch die Uebrigen zur katholischen Religion zu bequemen; nur werde Zeit dazu gehören wegen ziemlicher Vielheit der Leute und allzunahen lausitzischen Landes. Da es nun gelang, trotz langwieriger Streitigkeiten, die Kirchen der beiden großen halbböhmischen Ortschaften Allersdorf bei Zittau und Weigsdorf zwischen Zittau und Friedland als auf lausitzer Boden stehend zu erweisen und dem evangelischen Bekenntniß zu erhalten, da ferner weiter westwärts an der noch jetzt sächsisch-böhmischen Grenze und auch weiter ostwärts an der jetzt preußischen Grenze viele böhmische Orte durch die natürlichen Bodenverhältnisse mit lausitzer Ortschaften weit leichtere Verbindung haben als mit den Nachbarorten ihres Landes, so ist erklärlich, daß damals im nördlichen Böhmen das evangelische Bekenntniß dennoch nicht ganz unterdrückt werden konnte, ja daß noch heut mehrere böhmische Dörfer theils zu sächsischen Parochien, theils auch auf nun preußischem Boden nach Seidenberg und Marklissa als völlig eingepfarrt gelten. Zu weiteren kirchlichen Gastbeziehungen kam es jedoch zwischen Böhmen und der Lausitz nicht; nur schon vordem bestehende Parochialverbindung ließ man unangetastet, wehrte aber bloßen Kirchgästen aufs



unerbittlichste das Kirchgehen ins Ausland. Desto größeren Umfang nahm die völlige Auswanderung evangelischer Böhmen ins lausitzer Land.

Schlesische Exulanten siedelten zwar auch in ziemlicher Zahl sich in der Lausitz an, als neu durch sie entstandene Exulantenparochie ist jedoch nur Goldentraum zu nennen, Ortsgründung 1672, Kirchbau 1685—1694. Außerordentlichen Umfang aber gewann viel früher das sonntägliche Kirchgastverhältniß seitens der schlesischen Nachbarn zu bereits bestehenden lausitzer Kirchen und danach die Errichtung ganz neuer sogenannter Grenzkirchen, im Unterschied zu welch' letzteren die bereits bestehenden als Zufluchtskirchen bezeichnet zu werden pflegen.

Als derartige Zufluchtskirchen dienten wohl sämmtliche an der schlesischen Grenze vorhandenen lausitzer Kirchen, namentlich gegen das Fürstenthum Sauer hin die von Meffersdorf, (Ober-)Wiesa, Rengersdorf, Marktissa, Holzkirch, Lauban, Haugsdorf, Tschirna, Siegersdorf, Thommendorf. Für den Sprottau'schen Kreis des Fürstenthums Glogau war nur der letzterwähnte Ort, und auch nur schwierig erreichbar, und ähnlich stand es später gegen das Sagan'sche hin, wo zunächst nur das entlegene Rauscha, dann Zibelle, theilweise auch Muskau Gastrecht bieten konnte, für die Sagan'schen westlichen Enklaven nur Gablenz und Schleiffe.

Von den hier genannten Zufluchtskirchen haben die zu Meffersdorf, Ober-Wiesa, Holzkirch, Haugsdorf und Thommendorf erweitert werden müssen; auch wurden zu Meffersdorf, Ober-Wiesa, Haugsdorf und Thommendorf um der Schlesier willen besondere Hilfsprediger angestellt.

Ähnlich war es in Lauban, wo die altbestehende Frauenkirche 1654 zur Pfarrkirche mit eigenem Prediger nur für schlesische Ortschaften eingerichtet und auch erweitert wurde. Diese kann man demgemäß mit Recht als die älteste der Grenzkirchen bezeichnen, während sie allerdings als solche nicht herkömmlich bezeichnet wird. Der erste nur für die Schlesier dort angestellte Prediger war der aus dem unmittelbar jenseits des Queis liegenden Berthelsdorf vertriebene Pfarrer Caspar Crujus, der vorher schon in der Lausitz als Pfarradjunkt zu Ebersbach fungirt hatte. Hierher hielten sich die Evangelischen aus den Kirchspielen Berthelsdorf, Thiemendorf, Neundorf und Seifersdorf, und noch jetzt gehört Berthelsdorf hierher als besondere, nicht mit der Stadtgemeinde Lauban vereinigte Filialgemeinde.

Ebenfalls im Anschluß an eine schon vorhandene Nebenkirche entstand die neue Parochie Gebhardsdorf. Das Städtchen Friedeberg, am linken, also lausitzischen Ufer des Queis gelegen, hatte ehemals auch wirklich zur



Lausitz gehört und ist erst 1544 als altes Pertinenz der schlesischen Herrschaft Greiffenstein der schlesischen Steuerrolle zugeschrieben worden. Kirchlich galt es bis zur Auflösung des Meißener Bisthums (1581) zu diesem gehörig. Faktisch war ja solcher Verband bereits gelöst, da schon 1525 Kirche und Gemeinde evangelisch geworden war. Zum Friedeberger Kirchspiel war die lausitzer Ortschaft Gebhardsdorf zugehörig geblieben, und hier stand eine Kapelle, einst an der Stätte errichtet, wo Teigel, ohne nach Schlesien hereinkommen zu dürfen, seinen Ablasskram an der Grenze betrieben haben soll. Diese auf lausitzer Boden befindliche Kapelle hatten schon während des dreißigjährigen Krieges mehrere Male (namentlich 1637 bis 1640) die Friedeberger Geistlichen Zacharias Sommer und Thomas Mezig benutzt, um die in der Hauptgemeinde unterdrückten Gottesdienste in der gesicherten Filiale ungestört fortzusetzen. Ganz ebenso handelten nach der Wegnahme der beiden Kirchen zu Friedeberg im Jahre 1654 die beiden Geistlichen Melchior Cyner und Caspar Lange, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich alsbald auf die Dauer in Gebhardsdorf einrichten mußten und glücklicherweise auch konnten. Die seit uralter Zeit hier grundbesitzende Familie von Wechtriz wies ein wüstes Bauergut zur Dotation neuer Pfarr- und Schulstellen an, die Gebäude wurden neu hergerichtet, die Kapelle zur Kirche ausgebaut und 1668 nochmals erweitert. Für die um dieselbe Zeit zahlreich einwandernden Böhmen (1663 entstand Neu-Gebhardsdorf, 1674 Ober-Gebhardsdorf, später noch die Kolonien Estherwalde und Augustthal) wurde 1676 ein böhmischer Diakonus angestellt, dessen Stelle jedoch 1740 erlosch. Da Friedeberg zu denjenigen schlesischen Gemeinden gehörte, welche am allerersten durch Friedrich II. mit einem eigenen evangelischen Prediger versorgt wurden (Ephraim Gottlieb Stöckel, ordinirt im Lager zu Rauschwitz vor Glogau am 9. Februar 1741, hielt schon am 11. März 1741 seine Antrittspredigt auf dem Rathhause zu Friedeberg), da ferner auch bald darauf Giehren und Rabitzhau neu constituirt wurden, ward Gebhardsdorf eine rein lausitzer Parochie und behielt nur einen einzelnen Geistlichen, neben welchem noch zeitweilig nicht ordinirte böhmische Vorleser fungirten. Stets wird die Kirche zu den schlesischen Grenzkirchen in der Lausitz gerechnet, obwohl sie doch nicht erst für Schlesien neu gegründet wurde. Ganz mit demselben Rechte ist die Laubaner Frauenkirche zu den Grenzkirchen zu zählen.

Bald nach der Einrichtung dieser beiden Grenzkirchen erfolgte die Neuerrichtung derjenigen von Wingendorf und Friedersdorf a. D. und zwar unter Verhältnissen, welche unter sich abermals ganz gleichartig waren. Beide Orte liegen am rechten Queisufer, also eigentlich auf dessen schlesischer Seite,



gehörten aber dennoch seit undenklichen Zeiten zur Oberlausitz. Beide aber waren dabei schlesischen Kirchverbänden einverleibt, Friedersdorf zu Greiffenberg, Wingendorf zu Steinkirch im Fürstenthum Jauer. Beide Orte hatten jedoch längst die Concession zu Begründung eigener Kirchen, Wingendorf seit 1427 durch Kaiser Sigismund, die Grundherrschaft von Friedersdorf seit 1453 durch König Ladislaus, aber beide waren trotzdem aus Bequemlichkeit oder aus sonstigen Ursachen bei den schlesischen Kirchspielen geblieben. Da war man nach 1654 an beiden Orten genöthigt, sich auf den lausitzer Theil der betreffenden Parochien zu concentriren. Pfarrer Gerber von Steinkirch machte den Anfang, zog sofort mit Weib und Kind nach dem dicht benachbarten Wingendorf, blieb hier innerhalb seiner Gemeinde, wenn auch nicht mehr im Mittelpunkt derselben, und setzte die Seelsorge ohne Unterbrechung fort, ja er wagte es noch zu wiederholten Malen, auf dem Friedhose zu Steinkirch neben der geschlossenen Kirche zu predigen. Erst als ihm dies streng untersagt ward, fing er an, die Gottesdienste in Wingendorf abzuhalten. Dort hatte man freilich keine Kirche, aber eine unantastbare Concession. Dennoch baute man nicht, begnügte sich vielmehr acht Jahre lang mit einem Stall, dann 16 Jahre hindurch mit einem Schuppen und sorgte für keinen Friedhof, sondern beerdigte die Todten nach Holzkirch in der Lausitz. Ein Blick auf die Karte macht die Sache klar. In weitem Bogen, erst von Ost nach West, dann in scharfem Winkel von Süd nach Nord umfließt der Queis das ausgedehnte Kirchspiel Steinkirch, und hart am linken Ufer des Flüsschens liegen die drei lausitzer Kirchorte Kengersdorf, Marklissa und Holzkirch, während Wingendorf, von letzteren nur durch den Queis getrennt, am äußersten Nordende des Kirchspiels gelegen ist. Dorthin vermochte Pfarrer Gerber wohl einen Theil seiner Gemeinde an sich zu ziehen, nicht aber die Bewohner von Eäersdorf und Meidberg, die ja von Kengersdorf nur durch den Queis geschieden waren, und die von Beerberg, welches fast eine Vorstadt von Marklissa bildet. Ja auch Ober-Steinkirch liegt an Marklissa noch weit näher als an Wingendorf, und endlich Nieder-Steinkirch, welches allerdings nur sechs Minuten von Wingendorf abliegt, hat wieder auch nur eben so weit nach Holzkirch. Es ist daher begreiflich, daß diese Ortschaften, wenn sie bestehende Kirchen so nahe hatten, sich für den Neubau einer von Holzkirch nicht zehn Minuten entfernten Kirche in Wingendorf kaum begeisterten. So wäre es wahrscheinlich nie dazu gekommen, wenn nicht die Evangelischen der schlesischen Kirchspiele Langenöls und Thiemendorf sich treu zu den Wingendorfer Gottesdiensten gehalten hätten, so daß auch nach Pfarrer Gerber's Tode die Grundherrschaften von Mittel-Steinkirch und von Wingen-



dorf sich veranlaßt sahen, 1674 einen Nachfolger für ihn zu berufen, Bernhard Hausdorf von Lauban, welcher endlich 1676 den Grundstein legen und 1678 die hölzerne Kirche weihen durfte. Wingendorf allein hätte nie den Bau gewagt, noch durchzuführen vermocht, ohne die thätigste Theilnahme der genannten schlesischen Gemeinden. Die 1715 massiv ausgebauten Kirche dient seit 1742 nur noch für die kleine kaum 300 Seelen zählende lausitzische Ortschaft Wingendorf.

Thatkräftiger, rascher und erfolgreicher ging man in Friedersdorf zu Werke. Der Verlust war hier weit fühlbarer. Friedersdorf hatte sich, als die Stadt Greiffenberg 1603 niedergebrannt war, beim Neubau beider dortigen Kirchen rege mitbetheiligt und mußte nun beide mit verlieren. Andere Kirchen, welche die Einheit der Kirchengemeinde hätten stören können, waren nicht in der Nähe. Deswegen blieb nur Zuflucht auf Friedersdorf übrig, dessen Zugehörigkeit zum Lausitzer Land schon während der Kriegsdrangale zweimal der Parochie zu Statten gekommen war. Zudem war der Gutsherr Hans Ernst von Warnsdorf schwedischer Offizier gewesen und gewohnt, für evangelisches Kirchenthum mit Entschiedenheit einzutreten. Sofort nahm er den aus Greiffenberg abermals vertriebenen Pfarrer Christian Adolph (der Diakonus hatte einer Berufung nach Fraustadt Folge geleistet) bei sich auf, richtete einen Theil des Schlosses zum Betsaale ein, ließ sich vorsichtiger Weise die 1453 von König Ladislaus ertheilte und 1575 durch das Baukener Oberamt bestätigte Kirchbau-Concession nochmals durch Kurfürst Johann Georg I. erneuern und knüpfte sofort mit der evangelischen Bürgererschaft von Greiffenberg Unterhandlungen an wegen gemeinschaftlicher Gründung einer neuen Parochie. Da außerdem noch Gießhübel aus der Parochie Langenöls, ferner die bisherigen Kirchengemeinden Schosdorf und Welkersdorf, sich hocherfreut theilnahmen, konnte schon am 20. Februar 1656 die eiligst aus Holz errichtete Kirche eingeweiht werden. Das verwüstete Elzel'sche Bauergut ward zur Wiedermuth angewiesen, die Gebäude wieder hergestellt, Pastor Adolph unter kurfürstlicher Bestätigung zum ersten Geistlichen und ebenso der aus Schosdorf vertriebene Pfarrer Kaspar Damian Böttner als Diakonus vocirt. Dem Herrn von Warnsdorf gleichen in Eifer und Opferwilligkeit vollständig auch seine Besitznachfolger. Hans Sigismund von Festenberg-Packisch erbaute einen hölzernen Glockenthurm und erweiterte 1668 die Kirche um der sich beständig mehrenden schlesischen Kirchgäste willen, bezeugte sich auch bei Anschaffung von Glocken und Kirchengeschäften äußerst wohlthätig. Hans Christoph von Schweinitz, sein Schwiegersohn und Landesältester des Fürstenthums Görlitz (der Dichter des Liedes „Wird das nicht Freude sein“), errichtete



1680 einen steinernen Thurm und schenkte an Stelle gestohlener neue Abendmahlsgesäße. Moriz Christian von Schweinitz sorgte dafür, daß die abermals zu klein und haufällig gewordene Nothkirche 1724 fast gänzlich neu und massiv erbaut, der Thurm auch 1738 ansehnlich erhöht und verschönert wurde. Der Umfang der Parochie ist mancherlei Wechselfällen unterworfen gewesen. Wohl war die Ortsgemeinde durch Anlage der Exulantencolonien Neu-Warnsdorf 1648 und Neu-Schweinitz 1680 auf Friedersdorfer Feldflur verstärkt worden, allein 1669 hatte sich Greiffenberg nebst einer Anzahl schlesischer Ortshaften behufs Errichtung eines eigenen Kirchspiels losgelöst, und sobald Schlesien preußisch geworden war, schlossen sich auch die übrigen schlesischen Kirchgäste mit alleiniger Ausnahme von Vogelssdorf den neu errichteten Bethäusern zu Langenöls, Schosdorf und Welkersdorf an. Das Diaconat an der Kirche zu Friedersdorf ging deshalb 1742 ein, wohl aber wurde die 1731 errichtete Katechetenstelle beibehalten. In neuester Zeit ist hingegen 1877 Reibberg aus der Parochie Steinkirch und 1882 Steinbach aus der von Nieder-Wiesa zu Friedersdorf eingeparrt worden, so daß die Kirche „zum Jesusbrunnen“ noch heutzutage mehreren hundert Schlesiern als Pfarrkirche dient.

Die evangelischen Greiffenberger hatten trotz des hier gefundenen freundlichen Entgegenkommens von Anfang an nur einstweilen Gäste sein wollen und gingen beständig mit dem Plane um, auf der hart vor ihren Thoren gelegenen Feldflur des lausitzer Dorfes Wiesa sich eine nähere und vor allen Dingen eigene Kirche zu gründen. Als sie nun im Jahre 1666 gleich anderen schlesischen Städten das traurige Schicksal hatten, daß auch ihre evangelische Bürgerschule unterdrückt wurde, gelang es dem einen der Lehrer, Magister Caspar Tornau mit viel Glück und großem Geschick seine Klasse in einem der nächsten Häuser von Wiesa wieder zu eröffnen. Sofort gewann der Gedanke unter der Bürgerschaft Raum, dies als Anfang zur Neu- etablierung der gesammten Kirch- und Schuleinrichtung hart an der Stadt auf lausitzer Boden zu benutzen. Der um Weirath angegangene Landeshauptmann der Oberlausitz Christoph Witzum von Gickstadt ermunterte sie, sich direct nach Dresden zu wenden, und Bürgermeister Johann Gleisberg nebst Stadtnotar Martin Haydorn machten sich in der That im März 1667 dahin auf den Weg. Sie fanden bei Kurfürst Johann Georg II. wichtige Fürsprache, namentlich seitens der Kurprinzessin und des Bruders derselben, Königs Christian V. von Dänemark. Der Kurfürst beauftragte nunmehr den Landeshauptmann von Witzum, sowie den Kammerherrn Otto von Kostitz auf Raundorf, sowohl mit dem Grundherrn des Dorfes Wiesa, Christoph von



Kostiz auf Tschocha, als auch mit den Bevollmächtigten der evangelischen Bürger zu Greiffenberg alles weitere zu ordnen. Da aber die Greiffenberger aus Furcht vor Verwickelungen mit den heimischen Behörden (die Gemahlin des Jauer'schen Landeshauptmanns Graf Schaffgotsch hatte ihnen Warnungen zukommen lassen) darauf bestanden, daß sie sich nicht offen weder bei Grunderwerb noch Bau betheiligen könnten, Herr von Kostiz müsse durch Vermittelung der Kurfürsten und der lausitzer Behörden in den Stand gesetzt werden, daß er seinerseits ganz allein als Bauunternehmer auftrete, wozu sie ihrerseits allerdings dem Landeshauptmann nach Görlitz ihr Möglichstes an Geld deponiren, auch späterhin weitere Leistungen übernehmen wollten, so geschah es, daß einerseits Herr von Kostiz mißtrauisch ward, ihm würde wohl schließlich die ganze Sache allein aufgebürdet werden, andererseits die Greiffenberger mißmuthig argwöhnten, der Herr von Kostiz wolle ihre kirchliche Noth zu seinem Vortheil ausbeuten. Da man in beiderseits zunächst unbegründetem Mißtrauen sich gegenseitig factischen Anlaß zu begründetem Argwohn gab, gerieth Alles ins Stocken und die Sache schien völliger Vereitelung nahe. Da trat der Kurfürst ins Mittel und beauftragte den Landeshauptmann, daß dieser in seinem Namen mit denen von Kostiz wegen des Bauplatzes unterhandle, Arbeiter annehme und die nöthigen Materialien besorge, ohne daß deren aus Schlesien herbeigeschafft zu werden brauchten. Weitere Betheiligung werde ja sicherlich seitens der bedrängten Schlesier erfolgen, zunächst aber werde er für alle Kosten einstehen und seiner Zeit auch eine Collecte anordnen. Nun erklärte sich Herr von Kostiz bereit, den für Kirche und Schule nöthigen Platz zu schenken; derselbe wurde dicht vor Greiffenberg, am linken Ufer des Queis, gleich als hätten sich Landeshauptmann und Grundherr mit den Vertretern Greiffenbergs beim Spazierengehen zufällig getroffen, am 26. Mai 1668 in aller Stille bezeichnet, und die Greiffenberger versprachen abermals, nichts an Kostenbeiträgen fehlen zu lassen. Sofort begann man Steine und Bauholz anzufahren, wobei sich Greiffenberg in der That namhaft betheiligte, und am 7. August 1668 wagte man es, in öffentlicher Feierlichkeit den Grund zu legen. Ungeändert baute man auf's Eifrigste fort, und schon war die Kirche eingedeckt, als plötzlich Bürgermeister Gleisberg und Notar Haydorn auf den 30. Januar 1669 vor's königliche Amt in Jauer citirt wurden. Sie leisteten auch einer zweiten Citation nicht Folge, mußten aber endlich sich bequemen, den 2. März vor dem Landeshauptmann Graf Schaffgotsch zu erscheinen. Von diesem, sowie auch den Amtskanzlern von Thanel und von Nimbtz wurden sie hart angefahren, als hätten sie sich in hochverrätherische Untriebe mit



dem Ausland eingelassen, auf's Schärffte wegen ihres verbrecherischen Kirchbauunternehmens bedroht und angehalten, sich mit einem Eide dafür zu verbürgen, daß sie Niemanden aus der Stadt die neue Kirche besuchen lassen würden. Die noch bewilligte Bedenkzeit benutzte Haydorn zur Flucht, während Gletsberg den Muth hatte, offen den angebotnen Eid zu verweigern. Wider Erwarten entließ man ihn mit der Versicherung, daß man sich dazu verseehe, er werde in seiner Stadt Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten.

Inzwischen brachen noch vor der Einweihung der Kirche neue Zerwürfnisse mit Christoph von Kostitz aus. Derselbe verlangte kurfürstliche Garantie dafür, daß seine Grundherrschafts- und Gerichtsobrigkeitsrechte über den von ihm geschenkten Bauplatz ungeschmälert bestehen bleiben, ferner auf demselben nur Kirche und Schule, aber keine Wohnhäuser oder andere Gebäude errichtet werden, und im Falle dies dennoch ohne neuen Kauf von Bauplätzen geschehe, ihm auch der geschenkte Platz ohne Entschädigung wieder anheim fallen solle; außerdem daß Pfarrer und Schulbediente nur in seinen Mühlen mahlen lassen, in seinem Kretscham ihr Bier kaufen und alle anderen Lebensbedürfnisse nur von seinen Gütern entnehmen müßten; endlich, daß ihm das Patronatsrecht über die Kirche und das Anstellungsrecht aller Kirch- und Schulbeamten zustände. Hiermit waren nun aber die Greiffenberger durchaus nicht einverstanden und erreichten nach mehrjährigen Verhandlungen, daß Kurfürst Johann Georg II. in der Kirchfundations-Urkunde vom 21. Februar 1677 dem Landeshauptmann von Bixtum die Specialinspection über die neue Kirche übertrug, unter dessen Leitung sich stets die Ältesten der Kirchfahrt über alle Patronatsangelegenheiten mit dem jedesmaligen Grundherrschaften von Wiesa zu einigen hätten. Mangels einer Einigung solle jede Ernennung eines Geistlichen durch die theologische, eines Lehrers durch die philosophische Fakultät zu Wittenberg erfolgen. Ferner wurden die Besoldungsverhältnisse durch den Kurfürsten geordnet, auch wegen des Tischtrunks und des Getreides billige Bestimmungen getroffen. Dieselbe Patronatsordnung wurde auch nach dem Tode des Landeshauptmanns von Bixtum 1688 auf Betreiben des zu Camenz in der Oberlausitz als Steuerdirector angestellten Haydorn erneuert und der kurfürstlichen Landvogtei zu Görlitz die beständige Specialinspection aufgetragen.

Der Kirchplan nebst Schulgebäuden, sowie den Wohnungen der Kirch- und Schulbeamten erhielt den Namen Nieder=Wiesa. Die am 19. Mai 1669 geweihte Kirche ward zuerst noch durch die beiden Geistlichen von (Ober-) Wiesa, Jacob Rudel und Daniel Rausch versorgt, bis am 5. October 1669 Caspar Tornau zum Pfarrer vocirt ward, welcher noch ein volles



Jahr dabei gleichzeitig sein Schulamt mit versah. Im Jahre 1677 wurde der Mittagsprediger und Cantor Christoph Adolph zum Diaconus ernannt.

Schon während des Kirchbaues ergingen vom Amt zu Zauer mehrere Patente, den Schlesiern den Besuch aufs strengste verbiethend. Allein die Liebe zu evangelischem Gottesdienst war stärker als selbst die Liebe zur Heimath; man sprach offen aus, daß man lieber das Land verlassen, als sich von dem Besuch der Nieder-Wiesauer Kirche abhalten lassen wolle. Einige sollen sogar sich haben verlauten lassen, wenn auch Galgen und Rad auf der Queisbrücke ständen, so wollten sie das nicht scheuen, sondern dem ohnerachtet im Dienste Gottes und Anhörung seines Wortes fortfahren. Noch im Jahre 1672 befaß der Zauerische Landeshauptmann allen Herrschaften des Fürstenthums, ihre Unterthanen bei Strafe von 100 Dukaten am Besuche der Kirche zu Nieder-Wiesau zu hindern. Allein sowohl Greiffenberg als zahlreiche Orte Schlesiens bis zu sieben Meilen Entfernung blieben um so treuer bei dieser Kirche, als ja der Besuch anderer lausitzer Kirchen nicht verboten werden konnte und als das Gerücht sich verbreitete, Kaiser Leopold habe dem Kurfürsten geantwortet, ihm sei jenes Verbot nicht bewußt. Thatsächlich blieb es auch bei Drohungen, denn es ist wenigstens nichts davon bekannt, ob jemals seitens des Zauerischen Amtes wirklich Strafen verhängt worden seien.

Noch jetzt ist die 1730 bis 1733 massiv renovirte Kirche von Nieder-Wiesau Pfarrkirche für Greiffenberg und mehrere zugeschlagene schlesische Dörfer. Das Dominium Wiesau übt nur Kollaturrechte aus unter Mitwirkung des Kirchenvorstandes. Lausitzer Ortschaften haben mit alleiniger Ausnahme des Kirchplanes niemals dazu gehört, so daß wir hier eine rein schlesische Grenzkirche vor uns haben, die nur auf lausitzer Grund und Boden steht. Der bekannteste unter den Geistlichen daselbst ist Mag. Johann Christoph Schwedler, Diaconus seit 1698, Pfarrer von 1701 bis 1730, bekannt durch seine Starrheit und vielfache Willkürlichkeiten, durch eine große Menge sowohl tief erbaulicher als heftig polemischer Schriften, namentlich aber durch das in Schlesien allgemein beliebte, in der Lausitz aber nur sporadisch verbreitete Kirchenlied: „Wollt ihr wissen, was mein Preis.“

So hatte der kleine Theil der Oberlausitz, welcher von Lauban aufwärts sich halbinselartig zwischen Böhmen und Schlesien einschleibt, beinahe seine sämtlichen Kirchen den auswärtigen Gästen zu sonntäglichem Mitgebrauch aufgethan, mehrere derselben erweitert, an vielen neue Hilfspredigerstellen errichtet, zwei Nebenkirchen zu Pfarrsystemen ausgestattet, drei Kirchen ganz neu begründet, und von diesen fünf Grenzkirchen dienten zwei lediglich für schlesische Gemeinden. Außerdem nahm derselbe kleine Bezirk außer-



ordentlich zahlreiche Exulanten aus Böhmen und Schlesien auf, es entstanden durch sie und für sie zwei neue Städte, Wigandsthal und Goldentraum, eine große Menge neuer Dorfschaften, und auch zwei ganz neue Exulantenparochien, Volkfersdorf und Goldentraum. Wahrlich, viel Beweise edelster Gastfreundschaft und glaubensbrüderlicher Liebe!

Ganz ähnliches geschah an der Queisgrenze unterhalb Lauban. Auch hier dienten alle von Schlesien her nur irgend erreichbaren Kirchen der Ober-Lausitz den nothleidenden Glaubensbrüdern sämmtlich zur Zuflucht. Die zu Haugsdorf, hart am linken Queisufer, gewährte nicht nur den unmittelbaren Nachbarn zu Schlesisch-Haugsdorf, sondern auch zahlreichen Gästen bis aus der Umgegend von Löwenberg Aufnahme, ward namhaft erweitert und erhielt einen Diaconus. Tschirna und Siegersdorf ersetzten den Ottendorfern und den Evangelischen auf den Raumburger Klostergrütern ihren Mangel. Insonderheit aber ward Thommendorf fast aus dem ganzen Bunzlauer Kreise so stark besucht, daß trotz namhafter Anbauten (die „Bunzlauer Kirche“) und trotz der Anstellung eines Hilfsgeistlichen dem Hunger und Durst nach geistlicher Pflege nicht völlig genügt werden konnte. Namentlich vermochte Thommendorf den Parochianen der weggenommenen Kirchen zu Alt-Dels und Lorenzdorf mit Filiale Klitschdorf wegen der sehr großen Entfernung nur wenig zu nützen, und nach dem dicht an der Görlitzer Haide gelegenen Tiefenfurt war es gar noch weiter. Da nun zur schlesischen Kirche in Lorenzdorf auch die lausitzer Orte Dohms, Lipschau, Schöndorf und Brinzdorf gehört hatten, so einigte sich die gesammte Alt-Delser Kirchfahrt nebst der von Lorenzdorf (mit alleiniger Ausnahme von Klitschdorf, welches größtentheils bei Thommendorf verharren konnte) mit diesen vier lausitzer Ortschaften im Jahre 1657 zur gemeinsamen Erbauung der Kirche zu Schöndorf. Diese Kirche, zu deren Sprengel auch nachdem Alt-Dels 1742 wieder eine eigene Kirche erbauen durfte, doch noch die schlesischen Orte Lorenzdorf, Borgsdorf und Nahenau mit über 1600 Seelen bis zum heutigen Tage zugehörig blieben, hat vordem vielen Tausenden Evangelischen aus dem nördlichen Ende des Sauerischen Fürstenthums unterhalb Bunzlau als Pfarrkirche gedient und bot elf Jahre nach ihrer Erbauung auch eine zeitlang denen des Sprottauischen Kreises aus dem Fürstenthum Glogau sowie mehreren Saganischen Gemeinden die einzige mögliche Zuflucht. Denn die Gemeinden von Sprottau, Eulau, Mallmitz, Küpper u. A. hatten sich nach der Wegnahme ihrer Kirchen zu den dicht an ihrer Grenze auf Saganischem Gebiet gelegenen Kirchen von Kunzdorf und Eisenberg gehalten und waren, als auch hier 1668 die Gegenreformation erfolgte, abermals mitberaubt und mitverwaist.



Bis 1668 war seitens der Oberlausitz nur für den angrenzenden Theil des Zauerschen Fürstenthums kirchliche Hilfeleistung nöthig und möglich gewesen, nun streckte auch ein Theil der Glogauischen und namentlich zahlreiche Gemeinden des Fürstenthums Sagan die hilfesuchenden Hände flehend nach der Lausitz aus.

Fürst Wenzel von Lobkowitz hatte im Jahre 1646 das Fürstenthum Sagan aus der Wallensteinschen Nachlassmasse erworben und war aus Rücksicht auf seine evangelische Gemahlin, Auguste Sophie, geborene Prinzessin von Sulzbach, dem im Lande fast allgemein verbreiteten evangelischen Bekenntnisse anfänglich nicht feindlich entgegengetreten. Freilich hinderte er auch nicht, daß sein Amtsverweser Freiherr von Garnier im Verein mit dem Abt des Augustinerchorherrenstiftes und dem einzigen katholischen Magistratsmitgliede zu Sagan, Bürgermeister Genaspius, mehrfache ähnliche Ungerechtigkeiten verübte, als wie sie damals in den unmittelbar kaiserlichen Fürstenthümern Schlesiens weit allgemeiner an der Tagesordnung waren. So wurde die Pfarrkirche zu Sagan zum dritten Male und endgiltig den Evangelischen abgesprochen und den 15 katholischen Bürgern übergeben, ferner die seit 1551 evangelisch und 1583 den Evangelischen kaiserlich bestätigte Franziskanerkirche einer Jesuitenfraternität überwiesen, auch beim Tode evangelischer Rathsmitglieder die Wahl von Katholiken betrieben oder die Stelle unbesezt gelassen, endlich bei etlichen Landkirchen eingetretene Pfarrvakanz zur Anstellung katholischer Geistlicher benutzt und sogar die Gemeinde zu Sagan im Besiz des vor dem Thore liegenden Kreuzkirchleins wiederholt gestört. Da wurde 1665 Fürst Lobkowitz kaiserlicher Minister und in der Meinung, die Gunst des allmächtigen Jesuitenordens nicht entbehren zu können, ertheilte er im December 1667 den Befehl, im Fürstenthum „das unkatholische Exercitium augustanae confessionis abzuthun und das der heiligen katholischen Religion einzuführen“, mit dem ausdrücklichen Zusatz „nicht zwar die Gewissen zu zwingen, sondern nur allein desjenigen Rechtes zu gebrauchen, welches einem jeglichen Fürsten in seinem Reiche zusteht und gebühret“. Was hätte er wohl aber dazu gesagt, wenn die piastischen Herzöge von Liegnitz, Brieg u. ihre Fürstenthümer hätten „Reiche“ nennen und gegen ihre katholischen Unterthanen ähnlich vorgehen wollen? Im Sagan'schen jedoch wurde nun vom 11. bis 29. März 1668 durch Freiherr Johann Adam von Garnier und Rath Wenzel Franz Schadner von Greiffenfeld im Verein mit bischöflichen Commissarien und zu protokollarisch bezeugter Freude von Abt Caspar II. und Prior Anton Mittel die Gegenreformation aufs rücksichtsloseste durchgeführt, den 35 evangelischen Gemeinden die noch in Besiz befindlichen 39 Kirchen (vorher waren



es 48 gewesen) entrißen, die 32 evangelischen Prediger mit nur zweitägiger Frist des Landes verwiesen, alle evangelischen Schulen unterdrückt, jegliche Einwendung der Patrone und Gemeinden barsch abgewiesen, jeder Versuch, die Gnade des Fürsten oder die Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen anzurufen, aufs schärfste bedroht und theilweise faktisch bestraft. Selbst auswärtige Patrone, wie der Rath von Sorau sowie die Grafen von Promnitz auf Sorau und von Kallenberg auf Muskau, vermochten nicht, auf ihren im Saganischen gelegenen Gütern irgend etwas zum Schutz der Evangelischen auszurichten; drei sächsische Edelleute, welche als Gutsherren der nach Priebus eingepfarrten lausitzer Dörfer gegen die Wegnahme der drei Kirchen zu Priebus persönlich Vorstellungen erhoben, wurden höhnisch abgefertigt.

Dennoch erwies es sich als ein Glück, daß ebenso als wie an der Queisgrenze also auch hier im Saganischen lausitzer Grundherren und Gemeinden am Verlust der weggenommenen Kirchen mitbetheiligt waren, ferner, daß das Fürstenthum nur zu einem kleinen Theil an das Glogausche, wo ja die Gegenreformation völlig durchgeführt war, sonst aber an das in brandenburgischem Besitz befindliche Krossener Land, an die niederlausitzische Herrschaft Sorau und namentlich auf eine lange Strecke mit der Oberlausitz zusammen grenzt. Und gleichwie sämtliche benachbarten Kirchen im Sorauschen den bedrängten Nachbarn Zuflucht boten, gleichwie dort die Grenzkirchen zu Zerschendorf und Christianstadt und im Krossenschen die zu Lippen neu entstanden, also that auch die Oberlausitz ihre Nachbarkirchen auf und bot günstigen Raum dar zu ungehindertem Neubau. Am wenigsten übel waren die Bewohner der westlichsten Theile des Fürstenthums daran; theils gehörten sie ohnedies schon in die oberlausitzischen Kirchspiele Schleiffe, Gablenz und Muskau, theils fanden sie leichten Anschluß an nahe Kirchen der Niederlausitz. Günstig lag ferner Zibelle, ein zur Oberlausitz gehöriges Kirchdorf, dessen Flur fast ringsum von Saganer Gebiet umschlossen ist und wohin noch heut zahlreiche Saganer Ortschaften eingepfarrt sind. Damals nahmen die Parochianen von Gräfenhain, Reichenau, Petersdorf und Groß-Selten unschwer dorthin ihre Zuflucht. Südlich davon ragt Saganer Land über die Meisse hinüber, weit in die Muskauer Haide hinein. Dort hatte man die Kirche zu Pechern anfänglich vergessen und erst am 11. April geschlossen. Sie war eine Filiale von Muskau gewesen, und um dieser alten Zusammengehörigkeit willen ließ Graf von Kallenberg auf Muskau im Verein mit Otto Heinrich von Vibran auf Pechern, etwa eine halbe Meile von letzterem Orte, da wo die Meisse wieder in die Oberlausitz einfließt, das Waldkirchlein von Sterbersdorf errichten, wohin sich zahlreiche Schlesier zu den von



Muskau aus besorgten Filialgottesdiensten versammelten. Schwieriger hatten es die Coangelischen in den südöstlichen Theilen des Saganer Fürstenthums. Priebus mit eingepfarrten theils lausitzischen theils schlesischen Dörfern hatte nach Sterbersdorf kaum näher als nach dem entlegeneren Daubitz; das ein wenig nähere Sänitz hatte keinen eigenen Geistlichen, sondern wurde von dem weit ferneren Rothenburg aus versorgt. Gleichwohl wanderten die Parochianen von Priebus so oft es gehen mochte auf schlechten Haidewegen fleißig nach diesen drei lausitzer Kirchen. Freywaldau hielt sich gleichfalls auf finsternen Waldwegen nach Rauscha in der Görlitzer Haide. Aus den Kirchspielen Kunau und Hartmannsdorf aber war es dorthin viel zu weit, und die Parochien Kunzendorf und Eisenberg, welche bisher den Glaubensbrüdern von Sprottau, Mallwitz, Culau, Küpper im Glogauischen hatten Gastfreundschaft gewähren können, schienen nun auf die 1657 für das Nordende des Jauerschen Fürstenthums neuerrichtete Grenzkirche zu Schöndorf angewiesen, welche für viele von ihnen fast eine volle Tagereise entfernt war. Aber lausitzer Land lag ja all den genannten Orten weit näher, bei Priebus nur durch die Reisse getrennt und gar bisher schon zur Parochie gehörig; auf Kunau hin erstreckte sich auch ein schmaler Zipfel, der nicht nur zur Parochie, sondern gar zum Gute Kunau mit gehörte; und selbst nördlich von Schöndorf ragte ein lausitzer Landstreifen wohl eine Meile weit zwischen Saganer und Sprottauer Gebiet hinein bis noch über das Dörflein Dohms hinaus. Auf diese drei Stellen nahen lausitzischen Landes richteten sich naturgemäß alsbald die sehnächtigen Blicke der Schlesier. Und zwar machten bei Priebus es ihnen die mitberaubten Lausitzer gar leicht. Mit den drei Edelleuten, welche der Wegnahme der Kirchen vergeblich entgegengetreten waren: Balthasar von Schwanitz, Heinrich von Deupold und einem von Gersdorf, waren alsbald die Grundherren der anderen eingepfarrten lausitzischen Ortschaften, der Graf von Kallenberg und der Freiherr von Wibran einig, den evangelischen Bürgern der Stadt den Vorschlag zu machen, daß man zu Podrosche auf Kallenbergischem Grund und Boden, von Priebus nur durch die Reisse getrennt, gemeinschaftlich eine neue Kirche errichte. Die beiden Geistlichen von Priebus, Scheffler und Mylius, waren unmittelbar nach ihrer Vertreibung aus dem Saganischen dort aufgenommen worden und hielten die Gottesdienste unter freiem Himmel oder in einem Schuppen. Rasch ging man an den Bau der Kirche sowie der Pfarr- und Schulgebäude, und 1671 konnte die achteckig auf einer Anhöhe gelegene Kirche „zum Berge Gottes“ eingeweiht werden.



Noch rascher kam man an der Südostecke des Fürstenthums zum Ziele. Die Ueblichen der Kirchspiele Rüdersdorf und Eisenberg im Sagan'schen, nebst denen der Dörfer um Sprottau, richteten im Verein mit der Sprottauer Bürgerschaft an Kurfürst Johann Georg II. schon im Sommer 1668 die Bitte, ihnen den Bau einer Kirche von Dohms, dem nordöstlichsten Dörflein der Oberlausiz, zu gestatten. Freilich war dort nur öde Sandwüste, aber Sicherheit gegen die Verfolger des Evangeliums. Der Grundherr, ein von Rechenberg, schenkte eine Gärtnerstelle zur Pfarrei, der aus Eisenberg am 17. März 1668 vertriebene Pfarrer Adam Hertel ward hierher berufen, nach Eintreffen der kurfürstlichen Genehmigung der Grundstein zur Kirche gelegt und schon 1669 deren Einweihung vollzogen. Lausitzer Ortschaften traten der Kirchfahrt nicht bei, selbst Dohms blieb nach Schöndorf bis 1847 eingepfarrt; aber aus zahlreichen Ortschaften des Sprottau'schen und des Sagan'schen hielt man sich zu dieser ja eben nur für Schlesier bestimmten Grenzkirche.

Nur wenig später kam es zur Gründung von Halbau. Ein Theil des Dorfes nebst einem schmalen Streifen der Feldflur gehörte seit alter Zeit zur Oberlausiz. Der Grundherr, Max von Schellendorf, welcher auch Kunau mit besaß, war zwar katholisch, erlaubte aber gern, daß der aus Kunau vertriebene Pfarrer Heinrich Frenzel nebst dem früher auch schon einmal aus Böhmen exilirten Schulmeister Kniensky sich hier in dem lausitzer Theil des Kirchspiels niederließ und Gottesdienste unter einer alten großen Linde dicht an der schlesischen Grenze abhielt. Als die Evangelischen der Kirchspiele Kunau, Hartmannsdorf und theilweise auch Freywalbau hieran fleißig theilzunehmen anfangen, erregte dies den Zorn der Saganer Gewalthaber, und Amtsverweiser von Garnier stellte den Freiherrn von Schellendorf hierüber zur Rede. Dieser jedoch blieb fest und erwiderte auf den Vorwurf, daß er wohl selber ein Ketzer sei: „Ich bin ein guter Katholik, aber eben deswegen kann ich meine Unterthanen, die mir allen Gehorsam erzeigen, um ihres Glaubens willen nicht plagen und ängsten.“ Trotzdem ließ der Landeshauptmann unter dem Vorgeben, ganz Halbau sei schlesisch, die eiligst erbaute Nothkirche noch im Jahre 1668 gewaltsam verschließen. Da hieben die Lausitzer Tags darauf das Schloß ab und man hielt sofort einen Dankgottesdienst ab. Als nun Garnier neue scharfe Maßregeln anwandte, nahm sich der Kurfürst Johann Georg der Sache an, die schlesischen Behörden mußten allen Einspruch fallen lassen, und 1670 konnte die Kirche seitens kurfürstlicher Commissare amtlich der Gemeinde als Pfarrkirche übergeben werden. Der Ort vergrößerte sich bald durch schlesische Ansiedler derart, daß



er 1679 zur Stadt erhoben wurde. Den Saganer Machthabern ist ihre Tyrannei schlecht bekommen. Abt Caspar II., welcher den 13. März 1668 zu Protokoll erklärte, „er habe Alles mit sonderlicher Freude vernommen, daß er nämlich erlebe, was er so viele Jahre von Herzen gewünscht und darum gebeten,“ ist schon am 3. December 1669 in Folge allzureichlichen Genusses von Ungarwein gestorben. Freiherr von Garnier, „den Morgens die Jesuiten und Nachmittags der Wein beherrschte“, erhielt für seine grausamen Willkürlichkeiten, mit denen er den Bau und den Besuch der lausitzer Grenzkirchen hinderte, auf Antrag des Kurfürsten von Sachsen vom Kaiser unterm 2. April 1670 schriftlich scharfen Tadel. Fürst Lobkowitz, welcher 1668 den Jesuiten zu Liebe sein Wort gebrochen hatte und dennoch denselben nicht immer zu Willen handeln konnte, ist gerade durch jesuitische Umtriebe 1674 gestürzt, seiner Würden verlustig erklärt und auf seine böhmischen Güter verbannt worden.

Das evangelische Bekenntniß aber ist im Fürstenthum Sagan trotz aller Unterdrückungsversuche nicht zu Grunde gegangen, sondern lebendig und kräftig geblieben, bis zu seiner Pflege und Befestigung wieder Kirchen im Lande gebaut werden durften. Und daß es die Prüfung bestand und den Druck überwand, ist wesentlich den Grenzkirchen in den Nachbargebieten zu danken.

Von den auf lausitzer Boden erbauten steht das Waldkirchlein zu Eskerbersdorf längst nicht mehr; es war unnöthig geworden, nachdem zu Podrosche regelmäßige Gottesdienste stattfanden, und Pechern sich mit dorthin halten konnte. Dohms und Halbau wurden schließlich selber Sagan'sch, denn seitdem der größere Theil der Oberlausitz der Provinz Schlesien incorporirt ist, gehören auch die eigentlich lausitzischen Ortschaften beider Parochien zum Landrathskreise Sagan. Podrosche ist, seitdem Priebus 1745 eine eigene Kirche bauen durfte, eine rein lausitzer Parochie des Kreises Rothenburg, aber mit dem 1747 für die Evangelischen wiedererlangten schlesischen Kirchlein zu Pechern durch Gemeinsamkeit des Pfarramts verbunden. Auch von den ursprünglich zu Priebus, danach zu Podrosche gehörigen sechs lausitzer Ortschaften hat sich 1807 Leippa völlig getrennt und eine eigene Parochie errichtet, zu welcher auch noch 1839 Doberz abfiel. So ist das in den Drangalsjahren nach 1668 so bedeutend gewesene Kirchspiel Podrosche eins der kleinsten der Provinz geworden; die 1671 eingeweihte geräumige Kirche aber steht noch heut in fast demselben Zustande, in welchem sie einst sonntäglich Tausende von Schlesiern zur Anbetung vereinte, und ist für die Gesamtgeschichte der evangelischen Kirche Schlesiens darum eins der wichtig-



sten Gotteshäuser, weil in ihr der erste Grundstein zu den bekannten sechs Gnadenkirchen (nebst anderen Vortheilen der Convention von Alt-Ransstädt) gelegt ward. Denn diese Kirche von Podrosche hat Carl XII. auf seinem Zuge von Polen nach Sachsen 1706 besucht, in ihr gebetet, und ward namentlich durch die Eindrücke, die er hier empfing, und die Schilderungen von der Nothlage der Evangelischen Schlesiens, die ihm hier mit Wort und That entgegentraten, dazu veranlaßt, daß er 1707 den Kaiser zu den bekannten werthvollen Zugeständnissen zu Gunsten der schlesischen Kirche nöthigte.

So bedeutend der Dienst war, welchen die Oberlausitz durch Verstattung und Bau der hier genannten Grenzkirchen (Frauenkirche Lauban 1654, Gebhardsdorf 1654, Wiegendorf Gottesdienst seit 1654, Kirchbau 1676—1678, Friedersdorf Gottesdienst 1654, Kirchbau 1656, Nieder-Wiesja 1668 bis 1669, Schöndorf 1657, sämmtlich für's Jauer'sche; Ekerbersdorf 1668, Podrosche, Gottesdienst seit 1668, Kirchbau 1671, Dohms 1668 bis 1669, Halbau 1668 bis 1670, sämmtlich für's Sagan'sche, Dohms zugleich für's Sprottau'sche) den schlesischen Nachbarn und Glaubensbrüdern gewährte, ebenso sehr erfuhr hinwiederum auch ihrerseits die Lausitz, daß Helfen und Nothlindern reich macht. Nicht nur viele Tausende neuer Bewohner gewann sie an den Schaaren fleißiger und biederer Exulanten aus Böhmen und Schlesien, die ihre damals auch arg verödeten Städte wieder füllten, ja gar ihrer drei nebst zahlreichen Dörfern ganz neu gründeten und nach den Schrecknissen des verheerendsten aller Kriege in den darniederliegenden Ackerbau, zerrütteten Handel, verlernten Gewerbsleiß rasch neues Leben und fröhlichen Aufschwung bringen halfen — sondern namentlich auch sah sie gerade damals mehr neue Kirchen und Schulen auf ihrem Boden entstehen und gedeihen, als seit der Zeit der ersten Kirchengründungen jemals in ihr gleichzeitig errichtet worden waren.

Vorstehende Zeilen enthalten allerdings nicht viel Neues und bisher noch Ungedrucktes; dennoch meine ich hier die erste vollständige, genaue und zuverlässige Darlegung der Verhältnisse geboten zu haben, unter denen die oberlausitzisch-schlesischen Grenzkirchen entstanden. Der Aufsatz von Worbis in Band 11 des Lausitzer Magazin, S. 481—485: „Ueber die Grenzkirchen in der Ober- und Niederlausitz etc.“ enthält nur die dürftigsten Notizen und nicht einmal eine vollständige Aufzählung der in Rede stehenden Kirchen. Meines Vaters werthvolle „Historische Statistik“, 2. Auflage 1867 und



„Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens“ 1883, konnte auch nur kurze Angaben enthalten. Als hauptsächlichste Quellen dienten mir neben Ehrhardt, „Presbyterologie“, Berg, „Schwerste Prüfungszeit“, und „Geschichte der gewaltigen Wegnahme“, Worbz, „Geschichte der evangelischen Kirchen zc. im Fürstenthum Sagan“, namentlich auch Mittheilungen aus betr. Pfarrarchiven. Vor allen Dingen aber habe ich mich des eingehendsten Studiums der besten vorhandenen älteren und neueren Karten befließigt, in der wohl unbestreitbaren Meinung, daß oft allein die Kenntniß der territorialen und geographischen Verhältnisse die Beurtheilung und das Verständniß kirchenhistorischer Dinge möglich macht. Wie lächerlich man ohne Karte sich sogar auf dem Gebiete der Geschichte verirren kann, beweist Wuttke in „Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens“ II. S. 323, wo er unter den Grenzkirchen für Schlesien in der Oberlausitz auch Kostitz (1679) und Lückendorf (1691) nennt. Ganz abgesehen davon, daß die Kirche an letzterem Orte schon 1690 fertig geworden und geweiht ist, so macht ein Blick auf die Karte klar, daß es sich hier gar nicht um Grenzkirchen für Schlesien handeln kann. Denn Kostitz liegt fast genau im Mittelpunkte der gesamten Oberlausitz, und Lückendorf südlich von Zittau an der böhmischen Grenze. Hätten dahin die Schlesier wollen Sonntags pilgern, so wäre das nur durch mindestens ein volles Duzend anderer Kirchspiele hindurch möglich gewesen.

Gersdorf.

Anders.